

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Grieshaber, Max: Der Spion

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Flußsande liegen. Man beschloß daher, am anderen Tage den Flußsand auszuwaschen. Der dicke Tischehe als Hauptaktionär war aber schon recht kleinlaut geworden. Am anderen Tage wurde den ganzen Tag Sand gegraben, gesiebt und gewaschen, ohne aber ein Körnchen Gold zu finden. Die Erkenntnis, daß



Der dicke Tischehe aber bekam ganz plötzlich einen Tobsuchtsanfall.

es nun mit den Millionenschätzen nichts sei, wirkte direkt niederschmetternd. Der kleine Frachtfahrer Linke, früher Bergmann im westfälischen Kohlenrevier, faßte sich zuerst, indem er gottergeben den Bibelspruch zitierte: „Sammelt nicht Schätze, die die Motten oder der Rost fressen ...!“ und sang sein geliebtes: „Nach der Heimat möcht' ich wieder ...!“

Pensak und der Apoldaer Gymnasiast Schmalz erörterten die juristische Seite des Falles, und Pensak meinte, wenn Hein noch am Leben sei, so müßte er ihm aushelfen, bis sein alter Herr aus Ostpreußen ihm neue „Subsistenz“ Mittel geschickt hätte. Schmalz drückte sich sehr gebildet aus und meinte, dies seien Machinationen von Hein gewesen, worauf ihn der Frachtfahrer Linke treuherzig fragte, ob „Machination“ auch ein Goldgräber gewesen sei, was ihm aber nur einen mitleidsvollen Blick von Schmalz eintrug. Der dicke Tischehe aber, welcher bis jetzt in sich zusammengesunken dageessen hatte, bekam ganz plötzlich einen regelrechten Tobsuchtsanfall. Er sprang auf, schrie und brüllte fürchterlich, nahm sein Gewehr und raste im Lager umher. Gräßlichere Flüche und Verwünschungen, wie die folgenden, sind wohl noch niemals im afrikanischen Busch gegen die Menschen im allgemeinen und Hein im besonderen ausgestoßen worden, als es der Tischehe jetzt tat. Die schrecklichsten Strafen und Folterqualen suchte er für unsern Freund Hein aus. Die spanischen Inquisitoren wären vor Neid erblickt, hätten sie den Tischehen hören können. Wir hielten uns die Seiten vor Lachen und packten nur auf, daß uns der wildgewordene Tischehe in seiner Wut nicht niederschöpf. Plötzlich holte er sein Pferd, sprang in den Sattel und jagte in der Richtung nach Windhul von dannen, wo er den alten lieben Hein vermutete. Am anderen Morgen löste sich unsere ganze Gesellschaft auf. Zu Zweien und zu Dritt ritten die „Goldgräber“ nach allen Seiten auseinander. Eine Menge leere Flaschen und Konservendbüchsen bezeichneten den Ort der „Goldfelder“. Die Eingeborenen machten sich sofort über die Restbestände des Proviantes her, und sie waren die einzigen wirklich ganz Zufriedenen des ganzen Unternehmens.

Der Spion.

Von Max Grieshaber.

Am Morgen des 10. Juli des Jahres 1932 stand der greise Abbé eines französischen Pyrenäendörchens am angelweit geöffneten Fenster seines Studier- und Brevierzimmers und blickte, mehr sinnend als weltlich aufgeschlossen, hinaus in den sonnendurchfluteten Gottesgarten der Natur. Als Priester gehörte er zu den stillen, verinnerlichten Streitern seiner Kirche, mit einem Wandel, der der strengen Einfachheit, ja fast Dürftigkeit seines äußerlichen Lebens

entsprach. Was seinem Leben Breite und Tiefe, Reichtum und Gnade verlieh, war das hohe Maß von Vertrauen, waren Liebe und Verehrung, die ihm, dem Seelenarzt in fast allen und geheimsten Herzensnöten, seine Pfarrgemeinde bezeugte. Sein Wirken war fast mehr weltlich als geistlich; sein ehrliches Bemühen, das Verstehen und Verzeihen auch in den Bezirken des Bösen zu erlernen, ließ ihn Blicke in tiefste Abgründe der Menschennatur tun.

So weit über seinen priesterlichen Pflichtenkreis hinausgewachsen, zog der Geistliche von Zeit zu Zeit die Summe seines langen Lebens, kritisch prüfend, ob er den Ader Gottes gut bestellt, ob er seine Kräfte auch richtig und voll genutzt habe für die Menschen, deren Glend und Jammer er nicht auszuschöpfen vermag.

Aber wer konnte glauben, daß den Abbé auch heute, angesichts dieses strahlenden, flurgesegneten Hochsommermorgens solche zweifelsträchtige Gedanken bewegt hätten, ihn, dessen Seele in der stärkenden Höhenluft der Bergpredigt allezeit unangefochten und, mit irdischen Mäßen gemessen, rein in der Gotteskindschaft geblieben war?

Der Priester wandte sich plötzlich mit rascher Bewegung vom Fenster ab, setzte sich, jugendlich gestrafft, als ob zu einem großen Bekenntnis ausholend, an den grob gezimmerten Schreibtisch, auf dem noch ausgebreitet die Morgenzeitung aus der Stadt seines Departements lag und schrieb folgendes:

„Mein Herr!

Die Nachricht aus Lausanne, wonach gestern zwischen Deutschland und Frankreich die Einstellung der Reparationszahlungen beschlossen worden sei, hat mich und sicherlich auch Sie in Freuden tief und nachhaltig berührt. Als Franzose wünsche ich mit Millionen meines Landes, daß der bis jetzt schmale Pfad der Verständigung unserer beider Länder sehr rasch breiter und breiter werden möge; als Priester wünsche ich noch dazu und bete zu Gott, daß er mir meine langjährige Sorge und das Geheimnis um Marianne, das nun bald gelüftet werden wird, nicht zum Fallstrich und falschen Verdacht bei meinen Landsleuten werden lassen möge. Viele Jahre hindurch versuchte ich, den landläufigen Begriff von gutem Patriotismus mit meiner Auffassung von reiner Menschenpflicht in weitestem Sinne in Einklang zu bringen. Ob ich mit meinen Argumenten vor den Behörden meines Landes bestehen werde, weiß Gott allein. Ich werde alles bekennen, ich besitze den Mut dazu und vertraue darauf, daß der Menschheit tiefste Nacht über Europa nun endgültig überwunden und der Morgen einer besseren Menschheitsära angebrochen sei. Ich danke für Ihren Brief und bitte den Himmel, daß er Ihren männlichen Entschluß segnen möge. Mein Schriftsatz, dessen erschöpfende Ausführlichkeit jedem Richter das Fragestellen überflüssig erscheinen lassen wird, geht, wie Sie gebeten, in Abschrift an das betr. Notariat in Freiburg in Baden. Mit

ergebenster Hochschätzung und herzlichsten Grüßen Ihr ergebener

Abbé X. X.

Zwei Tage später saßen auf einem großen Bauernhof des badischen Hochschwarzwaldes, unweit des Belchen, von dessen Höhen an klaren Tagen der Blick in das Rheintal und in die welschen Vogesen schweift, Bauer und Bäuerin nächtlich in ihrer Kammer und rangen und bettelten, die Frau in abgrundtiefer Herzensnot, um Verstehen und Einverständnis für folgenschweren Entschluß nach einem zwölfjährigen Eheleben voller Angst, Unsicherheit und Sehnsucht. In der Stube nebenan maß die alte Wanduhr mit hinken-dem Tictack die schnell rinnende Zeit. Die Stundenschläge hätten den beiden in dieser seelenaufgeschlossenen Nacht Symbol für die Flüchtigkeit alles Irdischen und Mahnung sein können, mit der vergällten Vergangenheit mit Mut und starken Vorsätzen abzuschließen und nach einem Neubeginn den schnellen Rossen der Zeit gemeinsam in die Zügel zu fallen. Indes die Seele so mancher Menschen ist von herbem Metall. Der Herrgott muß sie besonders gehärtet haben. Aber einmal in Glut, schenkt sie ein tiefes, oft ewiges Leuchten. Von solchem guten Metall war die Seele des Uribauern und deshalb mußte die nächtliche Aussprache in der Kammer lange währen.

Daß der von der Natur mit dem Instinkt und der Witterung eines Schakals ausgestattete Zundertoni, Dorfpolizist und Totengräber der Gemeinde, in dieser Nacht schicksalhafte Vorgänge im nachbarlichen Urihof erwitterte, darf angenommen werden. Er, als Schnüffler und nächtlicher Schleicher gefürchtet, wünschte, als er zu so später Stunde noch Licht beim Nachbar wahrte, dessen höllisch scharfen Hohn zum Teufel. Dem Zundertoni, der so ziemlich alle kränklich klackernden Ehelichtlein des Dorfes kannte, war es noch nie vergönnt, seine langen schmutzigen Ohren auch mal nächtlich an die Fensterläden des jungen Uribauern zu legen, um von diesen zwei nach Herrenart zurückgezogen lebenden Eheleuten für sein dörfliches Klatsch- und Tratschgewerbe etwas Näheres zu erfahren. — — —

Bauer und Bäuerin des Urihofes waren in der Gemeinde bis jetzt noch nicht warm geworden. Trotz ihrer schon zehnjährigen Anfassigkeit begeanete man ihnen mehr mit kühlem, scheuen Respekt als mit vertraulicher Zuneigung. Er, der jüngste, etwas wortfarge und gerne grübelnde Sohn des vor

Jahren tödlich verunglückten Urigroßbauers, war nie für Landwirtschaft und Hof bestimmt und nach teurem Hochschulstudium lange Jahre draußen in der weiten Welt gewesen. Seine drei Brüder raffte der Weltkrieg dahin, und eines Tages zog er, verheiratet und anscheinend kinderlos, auf dem verwaisten väterlichen Hofe auf. Man lächelte anfänglich gar geringschätzig über das milchsuppengesichtige „Herrenbauern“-Paar auf dem großen, sehr viel Mühsal und Umsicht heischenden Urihof. Aber es währte nicht lange, dann legten die Dienstboten Breche in diese Auffassung. Der Jungbauer erwies sich bald als ein tüchtiger und fleißiger Landwirt, gerecht dem Gesinde gegenüber und voll Mitleid mit aller Kreatur. Die Bäuerin offenbarte einen frommen Sinn, war von früh bis spät selbst mit tätig und spornte die Mägde mit guten Worten zu einem frohen, zufriedenen Werkeln in Haus, Hof und Feld. Was jedoch der Umgebung ein ewiges Rätsel blieb, war das in sich gefehrte, ganz und gar unbäuerliche Wesen der grundgütigen Frau, die wenig sprach und trotzdem eine beinahe beglückende Atmosphäre um sich zu verbreiten vermochte. Woher sie stammte, wußte niemand; nur der bösmäulige Zundertoni, der dem Bauern zuweilen Briefe aus Frankreich zuzustellen hatte, behauptete, sie sei eine Welschin, und der Uribauer dürfe auch nicht verraten, wo er sich während des Krieges aufgehalten habe. Solch süßes Jungengift steifte die Ohren aller Bauern des Dorfes. So etwas war unerhört. Auf eine entsprechende, pflichtschuldigste Anfrage beim Badischen Kriegerbund in Karlsruhe kam an den Militärvereinsvorstand die dienstlich kurze Meldung: „Kamerad war tapferer Feldzugsteilnehmer.“ — Der respektlose Zundertoni blieb ungläubig.

Nach zwei arbeits- und mühevollen Erntemonaten, die der Schicksalsnacht in der Kammer des Urihofes folgten, erkrankte die Bäuerin schwer. Der aus Freiburg herbeigezogene Professor gab der Todgeweihten noch 14 Tage. Der Bauer, dem diese traurige Gewißheit wurde, trug fortan schwer am Leben. Wie ein schwarzer Schleier legte es sich über Haus und Gesinde, dem verstohlene Tränen in den Augenwinkeln saßen. Von den Herzen der Dorfbewohner spannen sich Fäden ehrlicher Teilnahme an dem düsteren Geschick im Urihof. Der Bann war plötzlich gebrochen. Im überfüllten Sonntagsgotteshaufe stieg ein stimmengewaltiges Gebet für die Schwerfranke zum Himmel — für die fremdgebliebene Frau, die erst im Sterben die Heimat in den Herzen der Dorfbewohner finden sollte.

* * *

In einem kleinen Gerichtssaal im Departements Pyrenées Hautes. Ein ehrwürdiger Abbé eines armseiligen Gebirgsdörfchens sitzt auf der Anklagebank. Sein mit dem Schnee des Alters bedecktes Haupt ist leicht nach vorne geneigt. Er ist der Begünstigung der Spionage und der Urkundenfälschung angeklagt. Die Verhandlung findet hinter verschlossenen Türen statt. Drei Militärgerichtsoffiziere, drei Zivilrichter und der Staatsanwalt bilden den Gerichtshof. Der Abbé ist ohne Beistand. Vor dem Gerichtssaal warten der Uribauer aus der weltverlorenen badischen Schwarzwaldgemeinde, in vollendet städtischer Kleidung und ein Notar aus Freiburg als Urkundsperson.

Nach drei Stunden eintönigen Wartens, die drinnen im Saal mit der Verlesung der Anklageschrift, Protokolle und Schriftsätze und mit der Vernehmung des Angeklagten ausgefüllt waren, steht der Uribauer in gestraffter Haltung als Entlastungszeuge vor dem Richter.

Vorsitzender (in reinem Französisch): „Wir brauchen keinen Dolmetsch?“

Uribauer: „Ich spreche die Sprache Ihres Landes so gut wie die meiner Heimat.“

Nach Prüfung der Personalien der Vorsitzende: „Sie lebten von 1914—1918 als deutscher Spion in Südfrankreich?“

Uribauer: „Ich liebte mein Vaterland und tat meine Pflicht als Soldat.“

Vorsitzender: „Sie wissen, mit Rücksicht auf den eigenartig gelagerten Fall, der uns heute beschäftigt, gingen der Vorunternehmung diplomatische Verhandlungen voraus, mit dem Ergebnis, daß Sie ohne Besorgnis, nachträglich mit den Gesetzen unseres Landes in Konflikt zu kommen, hier sich frei und rückhaltlos äußern dürfen. Wollen Sie uns nun etwas Näheres über Ihre Technik und Ihre besonders wichtigen Aufgaben im Spionagedienst erzählen?“

Uribauer: „Das verbietet mir der einstige Schwur auf die Fahne meines Regiments und mein Begriff von der Ehre eines guten Deutschen.“ (Bewegung unter den Richtern.)

Vorsitzender: „Sie wollen also nichts aussagen?“

Uribauer: „Nichts von dem, was ich als ehrlicher Spion und deutscher Soldat für mein Vaterland getan.“

Staatsanwalt (verdrücklich-höhnisch): „Wo spionierten Sie denn vor dem Krieg, mein Herr?“

Uribauer: „Von 1908—1913 war ich Chefingenieur in einer großen Straßen- und Brückenbaufirma in Paris. Wir hatten auch viele Militäraufträge und ich (gespanntes

Aufhören der Gerichtsoffiziere) kam viel auf Reisen und Inspektionen.“

Staatsanwalt: „Sie wurden von der Firma entlassen?“

Uribauer: „Weil ich mit Entrüstung es ablehnte, im Auftrag der französischen Spionagezentrale in Paris unter Vorgesprechung hoher Summen Pläne und Zeichnungen von der modernen deutschen Festung Istein und ihres Hinterlandes anfertigen zu lassen.“

Staatsanwalt (verlegen und wütend): „Wollen Sie damit sagen, daß —“

Uribauer (erregt ins Wort fallend): „Daß mir von Frankreich selbst schon zu Friedenszeiten das Verständnis für die Wichtigkeit der Spionage im Dienste des Vaterlandes gewährt wurde.“

Vorsitzender (begütigend): „Wir wollen ohne Gereiztheit auf den eigentlichen Gegenstand der Anklage gegen Herrn Abbé eingehen. Dieser ist, wie Ihnen bekannt, beschuldigt, von Ihnen und Ihrer Spioragetätigkeit seit 1917 zweifelsfreie Kenntnis gehabt zu haben. Was können Sie zur Entlastung des Angeklagten wahrheitsgetreu vorbringen? Zunächst: Wann und wie wurden Sie mit der Familie Courbon und deren Tochter Madeleine bekannt? Ihre Redezeit hier ist unbegrenzt.“

Uribauer (wieder ruhiger): „Es war Mitte August 1914, als ich eines Tages um Mitternacht bei Madeleines Eltern, die auf den französischen Hochpyrenäen unweit der spanischen Grenze ein kleines Anwesen bewirtschafteten, anklopfte und unter der Angabe, ich sei aus der deutschen Armee desertiert, die zu Tode erschrockene Mutter und Tochter Madeleine um Einlaß und Versteck bat. Madeleine liebte ich ernst schon in meiner Pariser Vorkriegszeit, und manchen Urlaubstag verbrachte ich mit ihr in den freien, stillen Bergen ihrer Heimat.“

Um nicht, fuhr der Uribauer fort, in den Verdacht der deutschen Spionage zu fallen, aber auch nicht gleich in eine französische Kolonialtruppe gepreßt zu werden, ging ich mit dem Pässe ausweis des jungen, bei Kriegsausbruch tödlich verunglückten, halbinvaliden Bruders meiner Madeleine nach Bordeaux und meldete mich beim Hafenkommmando zum freiwilligen Arbeitsdienst. Man reichte mich ohne Umstände sofort der Mannschaft eines Ferntransportschiffes für die Strecke Bordeaux - Nantes - Brest - Le Havre - Calais ein. Nach sechs Monaten erfolgreichen Erkundungsdienstes war mein erster Auftrag abgelaufen, und ich fand die hohe Anerkennung meiner Vorgesetzten in der Heimat.

Frühjahr 1915, zum zweitenmal als Spion auf französischem Boden, bekam ich dank der bürgermeisterlichen Bestätigung aus der Heimatgemeinde Madeleines, daß ich mich dort seit Wochen als deutscher harmloser Deserteur aufhalte, die Aufenthaltsbewilligung in der für den Kolonialnachschub Frankreichs so außerordentlich wichtigen Hafenstadt Marseille, wo ich mich, zu meiner dauernden Ruhe und Sicherheit, zum Schein für den französischen Spionagedienst auf deutschem Boden anwerben ließ. Nach Besichtigung meines Bartes und meines reichen Kopshaares würde mich, so gab ich an, in der Heimat niemand mehr erkennen.



Es war Mitte August 1914, als ich eines Tages um Mitternacht bei Madeleines Eltern anklopfte.

Mit den einwandfreiesten Pässen sowohl von Frankreich wie von Deutschland ausgestattet, war nun mein Weg hinüber und herüber ungehindert und mein Verweilen auf französischem Boden völlig gefahrlos. Meine sehr zuverlässigen Meldungen aus Marseille wurden in der Heimat mit Spannung erwartet; meine ‚Berichte‘ über meine ‚Erkundung‘ hinter der deutschen Front nahm man in der Avenue de Prado in Marseille, wo auch meine Geliebte wiederholt mit Ehren empfangen wurde, mit argloser Gläubigkeit hin.

Auch Madeleine, mit der mich der tiefste Herzensbund von der Welt verband, glaubte und vertraute auf mich, und das war der ewig zudende Stachel in meiner Seele, die ein solches Maß von Betrug und Verrat an dem geliebtesten Menschen oftmals nicht mehr ertragen zu können glaubte. Diese Pein verstärkte sich noch, als Madeleine eines Tages gesegneten Leibes ging und ich im Geiste die ersten Anzeichen eines tragischen Verhängnisses in unser beider Leben heraufziehen sah. Aber durstten in den Bezirken einer harten, vaterländischen Pflichtenfassung im Dienste der um ihr Sein verzweifelt ringen-



Luitpold

Mit diesen Worten richtete der Herr Abbé ein Leben auf.

den Heimat Ueberlegungen solcher Art, durstten Einzelschicksale mit Gram und Gewissensqual in der Liebe den Vorrang haben?

Im Frühjahr 1917 wurde unser Kind, auf den Namen Marianne getauft, geboren, und bald darauf gestand ich in einer gefühlsüberschwenglichen Stunde meiner Madeleine die Wahrheit über mein bisheriges Wirken, sie um Verzeihung bittend und beschwörend, im Gedanken an das Kind, ihr Vaterland nicht höher zu stellen als meine grenzenlose Liebe zu ihr, der ich nach dem Kriege und nach meiner getanen Pflicht für die grundlos

angegriffene Heimat alles, Hab und, wenn es sein müßte, auch das Leben gerne opfern wolle. — Nie werde ich vergessen, wie nach Wochen inneren Aufbäumens gegen ihr Schicksal sie künftig gottergeben ihr Los trug und droben in ihrer Pyrenäenheimat in der Bewirtschaftung ihres elterlichen Anwesens und in der Pflege unseres Kindes ihr Genüge fand. Durch den Tod ihres Vaters bei Verdun und das bald darauf erfolgte Ableben ihrer Mutter war sie inzwischen zur Waise geworden.

Hier, meine Herren Richter, fuhr der Urbauer in seiner unter atemraubender Spannung des Gerichtshofes vorgebrachten Schilderung weiter fort, würde ich meinen Bericht schließen, wenn nicht der Herr Abbé auf der Anklagebank säße. Ihm brachte man einstens das Kind, meine spätere Geliebte und Frau Madeleine zur Taufe. In ihr reines Kinderherz verpflanzte er den ersten Samen zu rechtschaffenem, christlichem Wandel. Was lag näher, als daß Madeleine bald nach meinem Geständnis in ihrer großen Herzensqual dem Seelenarzt ihres Vertrauens, eben diesem Herrn Abbé alles offenbarte und daß dieser edle Mensch ihr den Weg zu einem schicksalsergebenen Leben wies? 'Madeleine', so sprach er zu ihr, 'du nimmst es hin, daß dein Geliebter als feiger, ehrloser Deserteur seines Vaterlands einstens nächtlich bei dir Einlaß und Versteck begehrte. Du warst später stolz und glücklich in deiner trügerischen Annahme, daß dein Deserteur täglich zugunsten Frankreichs Verrat an seiner eigenen Heimat beging. Du sonntest dich im Nationalstolz einer Französin, aber an dem höchsten Grad menschlicher Verkommenheit nimmst du keinen Anstoß. Dafür überraschten dich eines Tages die elementaren Mächte des schicksalhaften Weibseins. Auf Geheiß und Verderb wußtest du dich plötzlich an das Schicksal eines Mannes gekettet, mit dem du dein ganzes Leben verbringen sollst. Stelle dein Weibtum nun über alles und frage dich, an wessen Seite du künftig leben möchtest: an der Seite eines Deserteurs und Verräters an seinem Volke, oder aber an der Seite eines Mannes, der trotz größter Versuchungen, mit Hilfe einer verzeihlichen List und eines letzten Endes doch auch dir frommenden Betrugs an deiner Liebe charakterstark und rein in seinem Mannstum geblieben war. Der Krieg, der vielleicht auch deinen Geliebten an der Front längst verschlungen hätte, wird zu Ende gehen. In deinem Weibsein an der Seite dieses Mannes aber wirst du immer Gefühl und Verständnis finden für deine schöne große Liebe zu deiner teuren

Heimat Frankreich. Folge diesem Manne, wenn er dir rufen wird — und er wird dir rufen.

Mit diesen Worten richtete der Herr Abbe ein Leben auf.

Was hat er“, schloß der Uribauer, „also Böses getan?! Er hat inmitten eines völkermordenden Ringens zwei armselige Menschenschickale nicht nutzlos verbluten lassen; er hat aus rein menschlichen Gründen mich als leicht ersetzbaren Spion nicht zwecklos den Kugeln Ihrer Gewehre ausgeliefert; er hat, nachdem im Frühjahr 1918 meine Madeleine nächstlich in Männerkleidung mit mir, dem endlich entlarvten und verfolgten deutschen Spion, über die spanische Grenze fliehen mußte, für unser Kind gesorgt und später durch einen kleinen frommen Betrug die Beschaffung von Heimatpapieren für die rechtmäßige Verehelichung Madeleines mit mir Sorge getragen. — Das ist, was ich wahrheitsgetreu, wie Sie es wünschten, zur Entlastung des Angeklagten vorzutragen hatte. Ist er nach ihren Gesetzen schuldig, so bitte ich, Gnade vor Recht ergehen zu lassen.“

Aber die Richter konnten und durften keine Gnade ergehen lassen.

Der Abbe kehrte nicht mehr in die Gemeinde seines langen Wirkens zurück. Ein-

mal noch, kurz nach seiner Aburteilung, hat man ihn gesehen, als er in der Kirche Notre-Dame du Rosaire des nahen, vielbesuchten Gnadenortes Lourdes am Altar einsam in stummem Gebet kniete.

Am Tage nach seiner Rückkehr stand der Uribauer mit einem blassen, schwächtigen, in tiefem Schwarz gekleideten Mädchen, seiner in Frankreich erzogenen Tochter Marianne, im heimatlichen Gottesacker am Grabe von Frau und Mutter, die sich in jahrelanger Angst und Bitternis um den Ausgang des unvermeidlichen Prozesses und in Gram und Sehnsucht nach ihrem einzigen Kinde frühzeitig verzehrt hatte.

Der Urihofbesitzer verpachtete bald darauf seinen Hof und zog mit seiner Tochter nach Freiburg, aber noch lange Zeit danach war der „Meisterpion auf Urihof“, wie die elsässischen Blätter ihre seitenlangen Verhandlungsberichte aus dem Pyrenäenstädtchen Tarbes überschrieben, der Gegenstand scharfer Verehrung und Bewunderung unter den Bauern des Hochschwarzwaldes, und nicht lange wird die freie Phantasie des dortigen Völkchens zu tun haben, bis sie aus dem Schicksal der Urihoffamilie eine schauerlich-schöne Legende für die langen Winterabende gestaltet hat.

Der philosophische Kanarienvogel.

Von Luise Kalliebe-Düsterbrock.

Die Weisen des Menschengeschlechtes sagen, man soll vorsichtig in der Wahl seiner Eltern sein. Diese Mahnung kommt aber schließlich nur für Freigeborene in Betracht, denn für uns Kanarienvogel ist es ziemlich einerlei, ob wir in einem Käfig mit vergoldeten Gitterstäben oder in einem gewöhnlichen Drahtbauerchen zur Welt kommen.

Besonders in der ersten Zeit des Erdendaseins hat man für nichts anderes Sinn als für Futter, Wärme und Reinlichkeit. Einige aus unserer Sippe bleiben ja sogar lebenslanglich auf diesem geistesniedrigen Interessensstandpunkt stehen.

Aber vorsichtig in der Wahl seiner Pfleger muß man sein, und das bin ich gewesen. Meine Herrin ist eine reizende junge Dame, die jetzt hier auf ein Jahr bei ihren Großeltern ist. Sie sah mich in meiner früheren Herberge und verliebte sich in die seltene Farbe meines Federkleides, das einen Stich ins Grünliche hat. Dieser Stich ins Grün-

liche ist eigentlich auf verbotene Weise in unsere Familie gekommen, wie ich aus einem heimlichen Zwitschergespräch meiner Eltern einmal vernommen habe. Eine Urgroßtante väterlicherseits soll in ihrer Jugend ein Verhältnis mit einem Grünroß oder Grünschnabel gehabt haben, was nicht ohne Folgen geblieben ist; und davon haben wir Nachkommen bis auf den heutigen Tag noch den grünlichen Ton im Gefieder.

Also, meine himmelblaue Herrin (sie trägt nämlich immer ein blaues Kleid) fand mich so reizend, daß sie mich mitnahm. Und ich finde sie ebenfalls reizend. Sie kost viel mit mir und gibt mir allerhand Lederbissen in Gestalt von Zuckerkrümchen, verschiedenem Grünzeug und was sie sonst nur erdenken kann für meinen Schnabel.

Ein nettes Bauerchen habe ich auch, wenigstens ist es leidlich geräumig, es hat sogar fünf Sitzstangen. Trotzdem wird es einem über, immerfort von einer Stange auf die andere zu hupsen man wird rammkösig dabei.